Blinde Flecken : Geschlechtergeschichtliche Anmerkungen zur aktuellen Diskussion um die Rolle der Schweiz im zweiten Weltkrieg

Autor(en): **Burghartz, Susanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **5 (1998)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-15258

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BLINDE FLECKEN

GESCHLECHTERGESCHICHTLICHE ANMERKUNGEN ZUR AKTUELLEN DISKUSSION UM DIE ROLLE DER SCHWEIZ IM ZWEITEN WELTKRIEG

SUSANNA BURGHARTZ

Der folgende Beitrag wurde als Vortrag an der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung gehalten, die unter dem Titel «Geschlecht hat Methode» am 13./14. Februar 1998 in Bern stattgefunden hat. Er wird hier im wesentlichen unverändert abgedruckt.

«Frauen- und Genderforschung in der Schweiz. Nach 25 Jahren am Nullpunkt angelangt» so lautet das Fazit der Evaluation der Geisteswissenschaften in der Schweiz durch die ausländische Expertenkommission vom Frühjahr 1997. Weiter heisst es: «Mit Ausnahme des Faches Geschichte, das eine rühmliche Ausnahme bildet, hat keines der evaluierten Fächer den Paradigmenwechsel zur Kenntnis genommen, den die feministische Wissenschaftskritik um 1970 auslöste. […] Angesichts der fortgeschrittenen Institutionalisierung von Frauen- und Genderforschung in den USA und Westeuropa und angesichts der heute selbstverständlichen Integration von geschlechtsspezifischen Fragestellungen ist die massive Resistenz gegenüber der Analysekategorie ‹gender› in der Schweiz mehr als eine männliche Gedankenlosigkeit. Sie ist eine wissenschafts- und geschlechterpolitische Option. […] Die im Zuge der Evaluation mehrfach von prominenten Fachvertretern formulierte Auffassung, es handle sich um eine kurzatmige Wissenschaftsmode, entspricht in keiner Weise der inhaltlichen und institutionellen Präsenz dieses Ansatzes in den Universitäten ausserhalb der Schweiz. Während dieser Ansatz auch im Zeichen massiver Sparmassnahmen weiterhin als Schwerpunkt privilegiert wird beziehungsweise seine wachsende Integration in den Kanon der Fächer zu beobachten ist, stehen die evaluierten Fächer in der Schweiz am Nullpunkt. Wie gesagt, mit Ausnahme der Geschichtswissenschaft.»[1]

Es besteht also Anlass zu Stolz. Anders als andere geisteswissenschaftliche Fächer scheint die Geschichtswissenschaft in der Schweiz die Herausforderung erkannt zu haben, die in den *Gender Studies* liegt. Zumindest ist sie, wie explizit betont wird, nicht am Nullpunkt. Trotz dieses positiven Befundes möchte ich den Tagungstitel «Geschlecht hat Methode» doppelsinnig interpretieren: Die Geschlechtergeschichte reflektiert ihre Methoden, mit denen sie die Kon-

struktion von Geschlecht in der Geschichte untersucht, die mit Methode oder System erfolgt; aber auch das Ignorieren der Kategorie Geschlecht hat System. Beide Interpretationsmöglichkeiten scheinen mir bei einem Blick auf die gegenwärtigen Diskussionen in der Schweiz nach wie vor aktuell. Hier ist der Optimismus der Evaluation allenfalls im Vergleich mit anderen Disziplinen berechtigt; für den Mainstream der schweizerischen Geschichtswissenschaft und vor allem für deren öffentliche Selbstdarstellung und ihren Diskussionsstand dagegen fragwürdig. Besonders deutlich manifestiert sich dies in der aktuellen, öffentlichen Diskussion zum Thema «Schweiz und Zweiter Weltkrieg». Denn hier fehlt die geschlechtergeschichtliche Perspektive weitgehend und entsprechend werden die traditionellen Relevanzkriterien einmal mehr mit erheblicher Wirkung öffentlich inszeniert. Damit wird eine Relevanztopographie erneut verfestigt, die in den letzten Jahren nur mühsam in Bewegung versetzt worden ist; eine Relevanztopographie in der die Kategorie Geschlecht kaum oder gar nicht vorgesehen ist und so wiederum an ihren alten ausserhalb der «grossen» Geschichte liegenden Platz verwiesen wird.[2]

Dies ist für mich der Anlass, dem kategorialen Potential von «Geschlecht» anhand konkreter Texte aus diesem Kontext nachzugehen. Geschlecht als analytische Kategorie zu verwenden bedeutet nicht ausschliesslich, nach Frauen und ihrer Bedeutung für die «grosse» Geschichte zu suchen, sondern Geschlecht auch als relationale Kategorie ernst zu nehmen und entsprechend nach den Geschlechterverhältnissen und der Geschlechterordnung im untersuchten Kontext zu fragen. Insbesondere heisst das, auch die symbolische Ebene in die Analyse einzubeziehen und nach der Bedeutung von bestimmten Geschlechterbildern in den zeitgenössischen Texten ebenso wie in denjenigen der Gegenwart zu fragen, somit Konstruktion von Identität immer auch unter geschlechtsspezifischer Perspektive zu analysieren. Ich werde mich im folgenden mit Fragen des «Gendering» in der Diskussion um den Zweiten Weltkrieg beschäftigen und dabei versuchen, mein Privileg zu nutzen, als Frühneuzeitlerin nicht unmittelbar selbst in diese Debatten involviert zu sein. Ins Zentrum stelle ich zwei Texte von Jakob Tanner und Aram Mattioli, die im Kontext der aktuellen Debatte um die Schweiz im Zweiten Weltkrieg entstanden sind. Diese Texte habe ich nicht wegen ihrer Repräsentativität ausgewählt, sondern weil sie sich für eine solche Analyse vor allem wegen ihrer Prägnanz und Klarheit eignen und es daher erlauben, Mechanismen und Probleme sichtbar zu machen, die sonst meist verdeckt bleiben. Beide Historiker schätze ich ausserordentlich und beide Texte sind wichtige, aktuelle Beiträge, weil sie auf unterschiedliche Weise grundsätzliche Überlegungen zum Themenkomplex anstellen. Es handelt sich einerseits um einen Aufsatz von Jakob Tanner zum Thema «Réduit national und Aussenwirtschaft: Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissua-

sion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten»,[3] andererseits um einen Beitrag von Aram Mattioli in der NZZ vom 31. Januar 1998 unter dem Titel: «Hohepriester der Wahrheit oder notorische Falschmünzer? Historiker im Labyrinth der Wahrheitssuche.»[4]
Jakob Tanner hat sich in verschiedenen Beiträgen mit dem Verhältnis von kollektiver Erinnerung und historischer Interpretation auseinandergesetzt. Er hat auf die «retrospektive Bedeutungsstiftung» von Erinnerung hingewiesen, die Erinnerung zu «einer Funktion der Gegenwart» macht und zugleich darauf, dass Erinnerung die Gegenwart transzendiert: Sie stellt, so Tanner, «eine rückwärtsgewandte Zukunftsvision dar». Entsprechend führe eine illusionäre Vorstellung von der Vergangenheit auch zu «illusionären Entscheidungen im Hinblick auf die Zukunft». Und genau hier setzt Tanner die Aufgabe der Geschichtswissenschaft an, die «mit nüchternem Intellekt, mit methodischem Scharfsinn und reflektierter Interpretation ein neues Bild der Vergangenheit zeichnet» und so «in die Auseinandersetzungen um die Zukunftsperspektiven» interveniert.[5]
Gerade weil er Gegenwartsbezug und Zukunftsperspektive von Geschichtsbildern – und zwar auch von wissenschaftlichen – betont, fällt die Abwesenheit der Kategorie Geschlecht in der aktuellen öffentlichen Diskussion zum Zweiten Weltkrieg um so mehr auf. Ich möchte dies an einer konkreten These von Tanner zum Zusammenhang von Reduit und Aussenwirtschaft veranschaulichen und zeigen, dass «nüchterner Intellekt, methodischer Scharfsinn und reflektierte Interpretation» zwar nötig sind, um ein neues Bild der Vergangenheit zu zeichnen, dass sie aber keineswegs automatisch eine angemessene Berücksichtigung von «Geschlecht» gewährleisten können.

DAS GESCHLECHT DER «OPPORTUNITÄTSKOSTEN»

In seinem inhaltlich und methodisch interessanten Beitrag zum Thema Reduit und Aussenwirtschaft hat Jakob Tanner folgende These aufgestellt: Die nationale Verteidigungsstrategie (konkret der Bezug des Reduit im Sommer 1940, der mit einer massiven Teildemobilisierung und entsprechend mit der Freisetzung eines erheblichen Arbeitskräftepotentials verbunden war) und die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Hitlerdeutschland müssten systematisch verknüpft werden. Seine Absicht dabei ist, «‹Widerstand› und ‹Anpassung› als antagonistische, sich gegenseitig ausschliessende Kategorien der Interpretation» aufzuheben, weil sie der Komplexität der historischen Situation nicht gerecht werden.[6] Zu diesem Zweck nützt Tanner das ökonomische Konzept der Opportunitätskosten:[7] Zu analysieren ist die Gleichzeitigkeit von zwei Wirkungsweisen, die «im militärischen Denken und im historischen Diskurs von

einander getrennt werden: nämlich von Nützlichkeit (Kooperation) einerseits und Abwehrwirkung (Dissuasion) andererseits». Tanner weist darauf hin, dass ökonomische Theorien ein Denken in Alternativen ermöglichen und so moralische Fixierungen, die mit Widerstandswillen und Kollaborationsbereitschaft verbunden sind, auflösen können. Zentral wird für ihn in diesem Zusammenhang das Konzept der Opportunitätskosten: «Ausgangspunkt ist hier die Einsicht, dass man sich angesichts von mehreren Möglichkeiten für eine einzige entscheiden muss, weil man eben nur für eine die Mittel hat.»[8] Dieser Ansatz ist spannend, weil er Bereiche zusammenbringt, die sonst getrennt werden. Zugleich macht er die Uneindeutigkeit und das heisst hier die Komplexität von Handlungszusammenhängen sichtbar. Die Schweiz konnte ihre Sicherheit nur durch ein kompliziertes Zusammenspiel von Abwehr (Armee) und Kooperation (Produktion und auch Aussenhandel) überhaupt mit einiger Aussicht auf Erfolg zu verteidigen versuchen. Damit lässt er einfache, moralische Schwarzweissbeurteilungen hinter sich.

Warum aber ist dieser Text geschlechtergeschichtlich interessant? Ein Grund für dieses Interesse liegt in der Art und Weise wie Jakob Tanner das Konzept der Opportunitätskosten im Folgenden konkret verwendet. Er fährt nämlich fort: «Unter diesem Aspekt besteht selbstverständlich ein reziproker Zusammenhang zwischen finanziell-wirtschaftlicher Nützlichkeit und militärischer Dissuasion: Die mit der entsprechenden Befehlskompetenz ausgestatteten Instanzen haben nämlich zu entscheiden, ob sie Männer, die es nur einmal gibt, als Soldaten oder als Arbeitskräfte verwenden wollen oder ob sie industrielle Produktionskapazitäten für die Ausrüstung der eigenen Armee nutzen wollen oder ob es nicht vielleicht sinnvoller ist, Waffen, Munition und technische Ausrüstung dem potentiellen militärischen Gegner zu liefern.»[9] Genau hier liegt der geschlechtergeschichtlich gesehen brisante Punkt der Argumentation. Zwar ist Jakob Tanner darin zuzustimmen, dass es auch Männer als Soldaten wie alle anderen Menschen nur einmal gibt und sie daher auch nur einmal verwendet werden können. Es gibt aber noch andere potentielle Arbeitskräfte: Frauen und Fremde/Flüchtlinge; sie bleiben aber völlig unerwähnt und gehen entsprechend auch nicht in die Berechnungen beziehungsweise Überlegungen zu den Opportunitätskosten ein, denen sich die Entscheidungsträger gegenüber sahen. Damit können auch Grenzziehungen, die möglicherweise neben dem Schutz der Grenze gegen aussen im Innern ebenfalls von erheblicher Bedeutung waren, nicht thematisiert werden: Die Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung einerseits, die Abgrenzung gegenüber den Fremden, die auch zur antisemitisch motivierten Grenzziehung werden konnte, andererseits. Immerhin gab es ja eine Diskussion über die Aufnahmekapazitäten der Schweiz gegenüber Flüchtlingen (und hier war angeblich «das Boot voll», obwohl ja mindestens theoretisch

diese Fremden, hätte man sie aufgenommen, als Arbeitskräfte durchaus die Freisetzung der Schweizermänner für die Grenze hätten erleichtern können). Und es hatte im Frühjahr 1939 eine heftige Diskussion über den unbedingten Widerstand in einem «Volkskrieg» gegeben, «in dem auch die Frauen Waffen tragen sollten. Die Militärs bezeichneten das», wie Josef Mooser schreibt, «als ‹rauschgiftsüchtige Romantik› und wiesen den ‹Volkskrieg› mit grosser Entschiedenheit zurück, wobei man sich nicht nur über die unterstellten Mängel der Armee, sondern auch über die Idee der Frauenbewaffnung besonders empörte.»[10] Fremde und Frauen waren also in den zeitgenössischen Diskussionen auch in der Schweiz zumindest nicht völlig ausgeblendet; sie werden es aber im Konzept der Opportunitätskosten. Und diese Ausblendung ist zentral, um den notwendigen, eindeutigen Zusammenhang zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation konzeptuell zwingend herstellen zu können. Es geht nicht darum, die historische Wirksamkeit dieses Zusammenhangs auf der Handlungsebene zu bezweifeln. Vielmehr soll darauf hingewiesen werden, dass der Einbezug der «Anderen» – also der Frauen und der Fremden – als Arbeitskräftekategorien[11] in die vom Historiker angestellte Opportunitätskostenrechnung die Interpretation und damit die Beurteilung dieser komplexen Zusammenhänge verändert. Denn wenn nicht nur Schweizer Männer als Arbeitskräfte denkbar werden, wird zugleich der enge, fast zwangsläufige Zusammenhang von Teildemobilisierung via Reduitstrategie und Erhöhung der Produktion für die Aussenwirtschaft gelockert; damit werden mindestens potentiell andere Handlungsoptionen sichtbar. Denkbar würden Szenarien, in denen die Intensivierung der Aussenwirtschaft und des Aussenhandels mit der Weiterführung der Grenzbesetzungstrategie zusammengehen könnten, und damit andere Gewichtungen im Zusammenspiel von Kooperation und Widerstand oder aber Aussenwirtschaft, Verteidigungsstrategie und Flüchtlingspolitik resultieren.

Es geht mir hier keineswegs darum zu behaupten, dass in jedem Fall, also auch bei der Frage nach Reduit und schweizerischer Aussenwirtschaft, Geschlecht die wesentliche Erklärungskategorie ist. Deutlich wird vielmehr, dass der Ausschluss von Geschlecht als analytischer Kategorie zu Verzerrungen auf der interpretatorischen Ebene führt. Ich halte diese Ausblendung aus verschiedenen Gründen nicht für zufällig. Denn zum einen ist, mittlerweile vielfach reflektiert und kritisiert, die ökonomische Theorie keineswegs so geschlechtsneutral, wie sie vorgibt. Fokus ökonomischer Theorie ist im allgemeinen die männliche Arbeitskraft, ein Fokus, der in diesem wie in anderen Fällen interpretatorische Konsequenzen hat. Zum anderen ist in der gegenwärtigen Diskussion um den Zweiten Weltkrieg in der Öffentlichkeit die Kategorie Geschlecht praktisch inexistent (obwohl diese Diskussionen durchaus «gendered» sind, ein Aspekt

auf den ich später noch kurz eingehe). Die Relevanzstrukturen dieses Forschungs- und Diskussionsfeldes werden weitgehend bestimmt durch Themen, Fragestellungen und Theorien, die Geschlecht als analytische Kategorie ignorieren oder ausschliessen. Zugleich produzieren diese Diskussionen ihrerseits wieder eindeutige Relevanztopographien und enthalten so einen heimlichen Lehrplan, der unter anderem zeigt, dass Geschlecht auch für die Gegenwart und Zukunft keine wesentliche Kategorie ist. So werden die Zukunftsoptionen, welche die Geschichtswissenschaft anbietet, und auf die Jakob Tanner ausdrücklich verweist, aus der Perspektive der *Gender Studies* durchaus ambivalent.

«GENDERING» UND DIE «EHRE DER SCHWEIZ»

Dies führt mich zu folgenden Schlussfolgerungen:
Erstens garantiert – nach wie vor – eine theoriegeleitete Untersuchung nicht, dass Geschlecht selbstverständlich, wo nötig und sinnvoll, als analytische Kategorie zur Verfügung steht und entsprechend angewendet wird. Das Verschweigen und Verschleiern der kategorialen Bedeutung von Geschlecht muss also weiterhin fachintern und öffentlich zum Thema gemacht werden. Die Arbeit an Theorien und die Dekonstruktion von Theorien, die Geschlecht systematisch ausschliessen, bleiben eine wesentliche Aufgabe.
Zweitens wird deutlich, dass es Bereiche der Geschichtswissenschaft gibt, deren Relevanzstrukturen besonders ausgeprägt Geschlecht als Kategorie ignorieren, tabuisieren und verdecken, was keineswegs heisst, dass sie nicht selbst am «Gendering» ihrer Bereiche teilnehmen. Was ich mit einem solchen «Gendering» meine, möchte ich nochmals an einem kleinen Beispiel aus Jakob Tanners Aufsatz verdeutlichen. Im letzten Teil seiner Überlegungen kommt er unter dem Stichwort «Kollektives Gedächtnis und Lernfähigkeit» zum Ergebnis, dass der «Aktivdienst» die männerzentrierte Erinnerung formte und dominierte, eine Zentrierung, die nach Tanners Einschätzung zu einer Statusdegradierung der Frauen führte, in der er auch einen der Hauptgründe dafür sieht, dass sie weiterhin von den politischen Rechten ausgeschlossen blieben.[12] Ich möchte hier nicht auf dieses Stimmrechtsargument eingehen, sondern Tanners weiteren Ausführungen folgen: Er fährt fort: «Für die während des Zweiten Weltkrieges gut verdienende Industrie und den noch besser verdienenden Finanzplatz gab es in diesem militärzentrierten Deutungsmuster ebenfalls keinen Platz – was diesen Kreisen, wie schon erwähnt, mehr als recht war.»[13] Jakob Tanner thematisiert hier also explizit, wie geschlechtsspezifisch die Erinnerung ist und welche realen Konsequenzen dies hatte. Zugleich kommt auf einer rein sprachlichen Ebene aber noch ein neues Element des «Gendering» ins Spiel: die Parallelisie-

rung von Frauen und Finanzplatz Schweiz durch die Konjunktion «ebenfalls». Beide hatten im oder wegen des militärzentrierten Deutungsmusters keinen Platz. Diese kleine sprachliche Parallelisierung macht darauf aufmerksam, dass nicht nur die historische Erinnerung männerzentriert war, sondern dass möglicherweise auch die Platzzuweisungen im gegenwärtigen Diskurs geschlechtlich aufgeladen sind. So liegt ja etwa das Bild eines käuflichen und das heisst sich prostituierenden, «weibischen», sicher nicht «mannhaften» Landes für die Schweiz nahe. Hier kommt die Kategorie Geschlecht nochmals auf eine ganz andere, symbolische Weise ins Spiel. Und es stellt sich die Frage, ob und wie Geschlechterbilder und Geschlechterrollen die Positionen der historischen und gesellschaftlichen Akteure ebenso wie der Historiker und Historikerinnen beeinflussen und ob nicht Geschlecht als Analysekategorie ein Stück weit helfen könnte, die Virulenz der aktuellen Debatte begreiflich zu machen, einer Auseinandersetzung, die sich ja zentral um Identitätsvorstellungen dreht.
Das Ignorieren der Kategorie «Geschlecht» und das Tabuisieren des (meist unbewussten) «Gendering» bestimmter Diskurse scheint mir für die Diskussion weiterhin ein erhebliches Problem zu sein. Wenn diese beiden Strategien mittelfristig aufrechterhalten werden, könnte dies dazu führen, dass *via facti* die Behauptung zur Realität wird, es handle sich bei *Gender Studies* nur um eine Modeerscheinung, eine Beurteilung, die laut Evaluationsbericht verschiedene Ordinarien aus den geisteswissenschaftlichen Fächern in der Schweiz nach wie vor vertreten. Um so wichtiger scheint mir das Festhalten an entsprechenden Überlegungen in der öffentlichen Diskussion und das Festhalten am Anspruch auch einer eidgenössischen Expertenkommission gegenüber, dass «Gender» eine wichtige Kategorie historischer Forschung ist, wenn diese wissenschaftlich sein will. Das heisst nicht, und das möchte ich nochmals betonen, dass jeweils von vornherein feststehen würde, welchen Stellenwert diese Kategorie im Vergleich mit anderen hat. Vielmehr geht es darum, dass eine moderne, kritische Reflexion diese Kategorie nicht ungeprüft und unreflektiert ignoriert, sondern vielmehr ihr analytisches Potential auf unterschiedlichen Ebenen zur Anwendung zu bringen versucht.

GESCHLECHT ALS INDIKATOR

Dass sich dieser Anspruch keineswegs nur auf die Frage nach Frauen und Männern, auf ihre unterschiedlichen Erfahrungen oder auf die Geschlechterblindheit von Theorien beschränkt, sondern sich auch auf das Selbstverständnis von Geschichte als Wissenschaft und auf ihre Erzählstrukturen und -muster bezieht, möchte ich an einem zweiten Beispiel deutlich machen. In der *Neuen*

Zürcher Zeitung vom 31. Januar 1998 hat Aram Mattioli unter dem Titel «Hohepriester der Wahrheit oder notorische Falschmünzer? Historiker im Labyrinth der Wahrheitssuche»[14] einen interessanten und bedenkenswerten Artikel veröffentlicht. Mattiolis Anliegen ist es, vor dem Hintergrund der jüngsten Kontroversen um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg auf das konstruktivistische Moment der Geschichtsschreibung hinzuweisen. Er weist so einen absoluten Wahrheitsanspruch, wie er etwa an die Historikerkommission gestellt werden könnte und gestellt wird, zurück zugunsten einer pluralistischen, wenn auch nicht beliebigen Diskussionskultur. Abschliessend konstatiert Mattioli, dass es «in der Geschichtswissenschaft [...] keinen Königsweg der Erkenntnis [gibt]; sie bedarf der Pluralität von Ansätzen und Methoden genauso wie der konkurrierenden Deutungen». Ihre Wissenschaftlichkeit liegt im «methodisch kontrollierte[n] Streit der Argumente, [und] im Wissen darum, dass sich eine lückenlose Rekonstruktion von Vergangenheit nie eins zu eins, sondern nur annäherungsweise und in ständiger Auseinandersetzung mit anderen Meinungen erarbeiten lässt». So weit so gut, könnten wir sagen, denn zumindest erkenntnistheoretisch hätte ja in diesen Annäherungsarbeiten und methodisch kontrollierten Auseinandersetzungen eine geschlechtergeschichtliche Stimme durchaus ihren Platz.[15] Aram Mattiolis Position ist also geschlechtergeschichtlich anschlussfähig.

Interessant ist dieser Artikel in unserem Zusammenhang vor allem wegen der *indikatorischen* Rolle, die Geschlecht in diesem Text spielt. Mattioli leitet seine Ausführungen zum unhaltbaren Anspruch auf «die Wahrheit» im Kontext der Diskussionen um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg mit einer Parabel ein, die dem japanischen Spielfilm «Rashomon» aus dem Jahr 1950 zugrunde liegt. In «Kurosawas Meisterwerk», so Aram Mattioli, den ich hier ausführlich zitiere, wird «eine mysteriöse Begebenheit aus dem 12. Jahrhundert erzählt. Im «Wald der Dämonen» ist ein Samurai unter ungeklärten Umständen zu Tode gekommen, ist seine Frau Masago vom berüchtigten Tajomaru vergewaltigt worden. Was trug sich wirklich zu? In Kurosawas Film werden nacheinander vier Versionen der Ereignisse in Szene gesetzt, von denen nur der tödlich-tragische Ausgang, nicht aber Hergang und Motive sicher feststehen. [...] Mehr Aufschluss über den Tathergang erhofft sich das Gericht von den drei Direktbeteiligten. Der Räuber Tajomaru gibt an, dass er den Samurai in eine Falle gelockt, ihn an einen Baum gefesselt habe und die Frau tatsächlich vor den Augen ihres Ehemannes habe vergewaltigen wollen. Aber während des gewaltsam erzwungenen Geschlechtsaktes habe sich der anfängliche Widerstand der Frau in leidenschaftliche Hingabe verwandelt. Danach habe die Frau ihn gebeten, ihren Ehemann auf der Stelle zu ermorden. Aus Abscheu vor einem feigen Mord habe er diesen losgeschnitten, ihm die Chance zur Gegenwehr

gegeben und ihn schliesslich in einem ehrlichen Zweikampf getötet. Frau Masago widerspricht dieser Lesart heftig. Sie habe sich dem Räuber nur hingegeben, um ihrem wehrlosen Ehemann das Leben zu retten. Nach der Vergewaltigung sei sie bei ihrem Mann aus Scham über das Vorgefallene nur auf grenzenlose Verachtung gestossen. Sie habe ihn angefleht, sie ihrer beraubten Ehre wegen zu töten. Doch dieser sei dazu nicht fähig gewesen. In ihrer Verzweiflung habe sie ihm schliesslich den Dolch selber in die Brust gerammt, sei ohnmächtig geworden und habe nachher nicht mehr die Kraft aufgebracht, sich selbst zu töten, wie sie es eigentlich vorgehabt habe. Durch den Mund eines Mediums gibt der ermordete Samurai seine Version zu Protokoll: Voller Abscheu habe er beobachtet, mit welcher Lust sich seine Frau dem Räuber hingegeben habe. Selbst Tajomaru sei von ihrer Ehrlosigkeit derart angewidert gewesen, dass er sie fortgejagt habe. Danach habe der Räuber ihm die Fesseln durchschnitten, worauf er sich selber den rituellen Ehrentod gegeben habe.» Mattioli betont, dass Kurosawa die Widersprüche zwischen den Versionen nicht auflöst, und fährt fort: «‹Das Entsetzliche ist›, lässt Kurosawa den Mönch sagen, ‹dass es keine Wahrheit zu geben scheint›, oder zumindest keine solche, müsste angefügt werden, die für den wahrheitssuchenden Menschen eins zu eins rekonstruierbar ist.» Und genau hier liegt für Aram Mattioli das paradigmatische Interesse der Geschichte, weil deutlich wird, dass es in einer existentiellen Situation, in der die Ehre und damit Identität wie auch das Leben der Direktbeteiligten auf dem Spiel stehen, keine eindeutig wahre Erzählung geben kann, sondern nur mehr oder weniger plausible Versionen. So wird für Mattioli Kurosawas Film zu einer «Parabel über die fachspezifischen Schwierigkeiten […], vor die die Historiker und Historikerinnen bei der Ausübung ihres Handwerks gestellt sind».

Warum verwendet Mattioli für die Darstellung dieser Erkenntnis einen Vergewaltigungsfall aus einer anderen Kultur (Japan) und einer anderen Zeit (12. Jahrhundert), übermittelt allerdings in einem modernen Medium, dem Film, und entsprechend auch künstlerisch gestaltet? Zunächst ist es sicher die didaktische Qualität dieser Geschichte, die Aram Mattioli fasziniert hat und die er nutzen möchte. Dass hier Aussage gegen Aussage, Geschichte gegen Geschichte steht und die Wahrheit nicht auffindbar ist, scheint ohne weiteres plausibel, gerade auch vor dem Hintergrund der Erzählmuster in und zu Vergewaltigungsprozessen, in denen immer wieder dieses Dilemma thematisiert und inszeniert wird. Gleichzeitig haben Geschlecht und Sexualität ganz deutlich eine Indikatorfunktion, indem sie die thematische Brisanz der Fragestellung in der gegenwärtigen Situation signalisieren und als Zeichen für die Aufgeladenheit der Thematik stehen, einer Aufgeladenheit, die sich aus dem gesellschaftlichen, nicht aus dem wissenschaftlichen Kontext der gegenwär-

tigen Geschichtsdebatte speist. Als offenes und damit vieldeutiges Symbol ermöglicht es diese filmische Erzählung, ganz verschiedene, wichtige Komplexe auf sehr unterschiedlichen Ebenen anzudeuten: Über das Thema der umstrittenen Vergewaltigung wird die Situation als Gerichtsprozess evoziert oder doch immerhin die Erwartung eines Richterspruchs. Eng damit verbunden ist der Wunsch danach, die Wahrheit kennen zu können. Gleichzeitig geht es um bedrohte und verlorene Ehre im Zusammenhang mit Gewalt und Sexualität, um die Bedrohung männlicher Identität, um die Frage nach Schuld. Präsent sind aber auch klassische Entschuldungsstrategien, so wenn nach Darstellung der Männer der Tatbestand der Vergewaltigung durch die Lust der Frau aufgehoben wird, eine Bewertung zu der sich die Frau nicht äussert, weil sie prinzipiell die Lustempfindung überhaupt abstreitet. Wie hilfreich diese Art von Bedeutungsüberschüssen im Kontext des Themas «Möglichkeiten der Wahrheitsfindung in der Geschichtswissenschaft» eigentlich ist, muss im Moment offen bleiben. Ein reflektierter Umgang mit der Kategorie Geschlecht drängt allerdings, danach zu fragen, welche Verschiebungen hier am Werk sind, Verschiebungen, die von der Schweizergeschichte im Zweiten Weltkrieg und ihrer Bearbeitung durch die aktuelle Geschichtswissenschaft beziehungsweise die Historiker in der Gegenwart zur Geschichte des Räubers Tajomaru, von Frau Masago und ihrem Ehemann geführt haben: Ehre und Gewalt als Probleme der Schweiz im Zweiten Weltkrieg oder aber als Probleme der aktuellen Debatte unter Historikern? Zu welchem Ergebnis wir auch immer kommen mögen, deutlich macht der Text von Aram Mattioli, wie gut «Geschlecht» (hier noch in der eingeschränkteren Bedeutung von Geschlechterbeziehung beziehungsweise Sexualität) als Vehikel zum Transport von Bedeutungen (und mit ihnen verbundenen Wertungen) funktioniert, auch dort, wo es uns gar nicht bewusst wird.

Spannend ist schliesslich die Frage nach den strukturellen Analogien bei den Personen: Offensichtlich besteht eine solche Analogie zwischen dem Historiker Mattioli und dem Mönch, der die «entsetzliche Erkenntnis» formuliert, dass es keine Wahrheit zu geben scheint, und damit inhaltlich die Position vertritt, die uns Mattioli nahebringen will. Mit dieser Analogie behauptet der Text einen engen Zusammenhang zwischen Wahrheit und Sexualität einerseits, zwischen Erkenntnis und Askese andererseits. Historiker, Hohepriester – «die Hüter der Wahrheit» – und der Mönch als Überbringer der Erkenntnis, alle diese Rollen sind im Text mit Männern besetzt. Unklarer bleibt, wen die anderen Figuren repräsentieren könnten. Lassen sich etwa Parallelen vermuten zwischen der Schweizerarmee und dem Samurai, dem Räuber Tajomaru und Hitlerdeutschland oder der Frau und dem Finanzplatz Schweiz oder gar der Schweiz allgemein? Wie gewollt oder zufällig oder aber unbewusst und doch typisch sind

diese Bedeutungsüberschüsse? Immerhin lohnt es sich vielleicht, jenseits dieses Textes darauf zu achten, ob und wie die Diskussionen um die Rolle der Schweiz «gendered» sind.

FÜR EINE REFLEXION WISSENSCHAFTLICHER KONSTRUKTIONEN

Als Fazit möchte ich zum Schluss folgende Punkte festhalten:
Die Konstruktion von Geschlecht ist ein grundlegender gesellschaftlicher Vorgang, der permanent stattfindet; ein Prozess, der nicht zum Abschluss kommt und auch nicht abschliessend analysiert werden kann. Entsprechend muss immer wieder neu untersucht werden, wie Geschlecht in je konkreten historischen Konstellationen produziert wird, wie dabei verschiedene Teilprozesse interferieren und mit welchen anderen zentralen gesellschaftlichen Konstruktionsprozessen (etwa Klasse, Rasse oder Alter) Zusammenhänge und Wechselwirkungen bestehen. Die konkrete Bedeutung und Relevanz der Analysekategorie Geschlecht ist also immer wieder neu zu klären und kann nicht ein für allemal festgehalten werden. Teil dieser gesellschaftlichen Produktion von Geschlecht und damit Teil der Konstruktion selbst sind aber auch die Wissenschaften und damit auch die Geschichtsschreibung und die Historikerinnen. Es wäre allerdings ein unverzeihlicher Irrtum anzunehmen, erst die Geschlechtergeschichte erzeuge oder konstruiere diese Kategorie. Vielmehr ist es ihre Aufgabe, die Produktion der Kategorie zu reflektieren, an deren Produktion sie – wie alle Wissenschaft – zugleich selbst notwendig beteiligt ist. Diese Überlegungen sind nicht neu, sie sind aber nach wie vor aktuell.
Ich hoffe, dass anhand der beiden Texte sichtbar geworden ist, dass und wie Geschlecht produziert wird und funktionieren kann. Darüber hinaus hoffe ich, dass deutlich geworden ist, dass das analytische Potential der Kategorie Geschlecht, wie es Joan Scott in ihrem grundlegenden Aufsatz von 1986 «Gender: A Useful Category of Historical Analysis»[16] dargelegt hat, nach wie vor nicht ausgeschöpft ist. Es lohnt sich, weiterhin nach den vier Ebenen zu fragen, die sie für diese Kategorie herausgearbeitet hat:

- nach den kulturell zugänglichen Symbolen und damit nach symbolischen Repräsentationen und ihrem jeweiligen Kontext
- nach den normativen Konzepten, welche die Interpretationen von Symbolen eingrenzen und vorgeben,
- nach der Konstruktion von Geschlecht durch Politik, gesellschaftliche Institutionen und Organisationen und
- nach der subjektiven Identität.

In der gegenwärtigen schweizerischen Situation erscheint es mir besonders wichtig, die Konstruktionsarbeit zu reflektieren, die durch die gesellschaftliche Institution Wissenschaft und insbesondere durch die Geschichtswissenschaft erfolgt. Diese Reflexion sollte die eigene Erzählung und die damit verknüpfte Produktion von Relevanzstrukturen umfassen. Sie ist damit Teil der «reflexiven Modernisierung», wie sie Ulrich Beck beschreibt,[17] und könnte daher auch in der gegenwärtigen Geschichtsdebatte eine gesellschaftliche Funktion erfüllen.

Anmerkungen

1 *Humanities: The Way Forward. Report by the International Panel of Experts (GEWI III),* Bern 1997, S. 71–73 und «Frauen- und Genderforschung in der Schweiz», in *Bulletin der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften* 2 (1997), 11–14.
2 Diese Relevanztopographie spiegelt sich auch in der Geschichte der Debatten zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, die Georg Kreis in seinem Beitrag «Vier Debatten und wenig Dissens», *SZG* 47/4 (1997), 451–476 dargestellt hat.
3 In Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge* (im Druck). Ich zitiere im folgenden nach dem Manuskript.
4 *Neue Zürcher Zeitung,* Nr. 25, 31. 1./1. 2. 1998, 83.
5 Tanner (wie Anm. 3), 2.
6 Tanner (wie Anm. 3), 6.
7 Mit Opportunitätskosten sind diejenigen Kosten gemeint, die dadurch entstehen, dass man zwischen alternativen Handlungsoptionen wählen muss und damit die Gewinne nicht realisieren kann, die bei den nicht gewählten Optionen angefallen wären.
8 Tanner (wie Anm. 3), 8.
9 Tanner (wie Anm. 3), 8.
10 Josef Mooser, «Die ‹Geistige Landesverteidigung› in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit», *SZG* 47/4 (1997), 699, Anm. 44.
11 Zur Frage der Frauenarbeit im Zweiten Weltkrieg und ihrer Bewertung vgl. auch Monique Pavillon, *Les immobilisées: les femmes suisses durant la Seconde Guerre mondiale: essai historique,* Lausanne 1989.
12 Tanner (wie Anm. 3), 16 f.
13 Tanner (wie Anm. 3), 17.
14 Alle Zitate im folgenden aus Mattioli (wie Anm. 4).
15 Zur Zurückweisung dogmatisierter Wahrheitsansprüche zugunsten einer offenen Geschichte vgl. auch Joan Scott, «Nach der Geschichte?»,*WerkstattGeschichte* 17 (1997), 5–23.
16 Joan Scott, «Gender: A Useful Category of Historical Analysis», in *American Historical Review* 91/5 (1986), 1053–1075.
17 Vgl. Ulrich Beck, Anthony Giddens, Scott Lash, *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse,* Frankfurt a. M. 1996.